

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

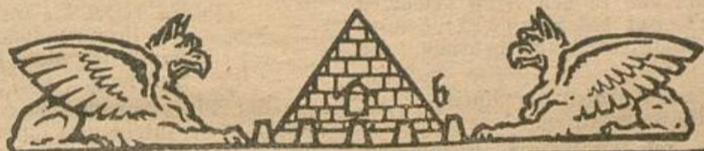
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929**

3.2.1929 (No. 5)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 5



3. Febr. 1929

W. E. Detering / Bald graf' ich am Neckar . . .

Eine Wunderhorn-Plauderei über Augusta Pattberg

Eine Gesellschaft von jungen Leuten, Studenten offenbar, wenn auch ohne bunte Mützen, und Heidelberger Bürgertöchter, war auf einer Mittagswanderung über die Berge nach Neckargemünd hinuntergestiegen, hatte dort bei feurigem Griechenwein gescherzt und sich gelobt und fuhr nun auf einem großen Nachen, den der Fährmann kräftig lenkte, den strömenden Fluß hinab. Die zaubernde Landschaft, vom leichten Gold des abendlichen Himmels überhaucht, zog still an den Ufern entlang, und von unserer Gruppe störte nur selten ein übermütiges Wort den leisen Frieden, der Strom und Berge umfing. Aber freilich, Kopfhänger oder Stimmungsduster waren sie alle nicht, und als der Jüngling vorn am Bug über die Saiten seiner Laute fuhr, ein paar Akkorde gleiten ließ und dann leise, als fänge er mehr für sich, anfang:

Bald graf' ich am Neckar,  
bald graf' ich am Rhein,  
bald hab ich ein Schäbel,  
bald bin ich allein . . .

da fielen sogleich ein paar Stimmen und zuletzt mit dem Schiffer alle anderen ein, und die zweite Strophe klang scherzhaft und kräftiger über das Wasser hin:

Was hilft mir das Grauen,  
wann die Sichel nicht schneid't;  
was hilft mir ein Schäbel,  
wenn's bei mir nicht bleibt?

Als der Jüngling noch weiter auf der Laute akkordierte, brachen die Stimmen zögernd ab, denn keiner wußte mehr als diese zwei Strophen. Sie machten sich darob keine Sorgen, sondern, da die Niederlust nun einmal geweckt war und die grünbewaldeten Rossandsteinhänge wie die Wände eines großen Saales näher rückten, scholl es zu ihnen hinauf:

Es steht ein Baum im Odenwald,  
der hat gar viele Aest;  
da bin ich schon viel tausendmal  
bei meinem Schatz gewest.

Da sitzt ein schöner Vogel drauf,  
der pfeift gar wunderschön;  
ich und mein Schäbel lauern auf,  
wenn wir mit'nander gehn.

Und wieder brach das Lied ab. Da mußten sie doch lachen, daß es bei ihnen nie weiter als bis zu zwei Versen reichte. Um das gut zu machen, schlug einer die „Voreley“ vor, wurde aber allseits abgewiesen, da man doch hier im Neckartal keine Rheinromantik und Sentimentalität brauche. „Ueberhaupt wollen wir nur echte Volkslieder singen wie die zwei ersten“ fiel der hübsche Bursch mit der Laute ein, „und keine solchen Kunstprodukte wie das Heinesche „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten . . .“, wobei er die Augen zum Scherz melancholisch verdrehte, was die anderen wieder zum Lachen reizte.

„Was heißt Kunstprodukt?“ wehrte sich der Rheinromantiker; „gesungen wird das Lied, und ist damit zum Volkslied geworden. Fahrt einmal auf einem Rheindampfer . . .“

„Ober kommt in eine feucht-fröhlich angeregte Gesellschaft“, fiel ihm unser Vorsänger in den Satz, „wenn die allgemeine Seltsamkeit im Alkohol aufgeweicht wird: ich weiß, dann geht's nicht ohne

das schluchzende: Ich weiß nicht . . . und so weiter. Singen wir doch lieber noch ein Volkslied.“

Schon zeigten sich am abendlichen Himmel die ersten Sternlein und dadurch mochte eines der mitfahrenden Fräulein wohl angeregt sein, daß sie unverweilt begann:

So viel Stern am Himmel stehen,  
so viel Schäflein als da gehen  
in dem grünen Feld,  
so viel Vögel als da fliegen,  
als da hin und wieder fliegen  
so viel mal sei du gegrüßt.

Die anderen schwiegen oder summteten nur leise mit, wobei da und dort einer die zweite Stimme andeutete. So rundete sich auch das nächste Gefäßlein zu den begleitenden Akkorden der Laute und dem harmonischen Melodieren der Fahrgesellen:

Soll ich dich dann nimmer sehen —  
Ach, das kann ich nicht verstehen,  
o du bit'rer Scheidens-Schlus!  
Wär' ich lieber schon gestorben,  
eh' ich mir ein Schatz erworben,  
wär' ich jezo nicht betrübt.

Ohne Ziererei und lieblich klang die Stimme der Sängerin, und alle genossen die herzliche Harmonie ihres Beisammenselns und das willenslose Treiben auf dem schönen Strom in dem sicher gelenkten Nachen.

In der Nähe des Schiffsmannes sah der älteste der Gesellschaft, in dessen spitze geschnittenen Bart sich schon ein paar graue Haare mischten; aber sein sonngebräuntes Gesicht und die fröhlichen Augen wirkten noch durchaus jugendlich. Jugendlich jedenfalls war sein Herz, und die übrigen Teilnehmer des Kreises empfanden ihn nicht anders als wie gleichalterig, machte er doch in lustigen Stunden unentwegt mit, wenn Anekdoten oder Scherzgeschichten erzählt oder irgendwelche Neckereien angestellt wurden. Deshalb war es ihnen auch nicht unwillkommen, daß er dann und wann, wenn sie bedachtlos sich dem Genuß des Augenblicks hingaben, in dem Schatz seiner Kenntnisse oder Erfahrungen kramte, selbst wenn dadurch etwas Belehrendes in die Unterhaltung geriet. So befreumdete es sie keineswegs, als er jetzt fragte:

„Wißt Ihr, daß die Lieder, an denen wir uns eben erfreut haben, alle drei im „Wunderhorn“ stehen, in der herrlichen Sammlung, die hier in Heidelberg entstanden ist? Dort könnt ihr auch alle Strophen finden . . . Doch schaut, schon kommt das Schloß zum Vorschein, bald werden wir unter der schönsten Brücke hindurchfahren, und ich will euch einen Vorschlag machen: Geht alle mit in meine Wohnung, dort trinken wir noch einen Tee und bleiben noch etwas zusammen. Ist's euch recht?“

„Ja, gerne“, scholl es von allen Seiten; nur ein Bedenklicher fragte: „Und die Frau Doktor? Ihr wird es vielleicht nicht recht sein, wenn die ganze Herde ihr ins Haus fällt?“ — „Da kennen Sie meine Frau schlecht. Die ist kein Spielverberber.“

Also stiegen sie an Land und zogen nach dem kleinen Hänslein des Führers, das in der Vorstadt in einem Garten lag, wo die Hausfrau sie herzlich willkommen hieß und ihnen auf der Veranda unter der Lampe den Tisch deckte, wobei die Freundinnen ihr bereitwillig halfen. Als man sich etwas gestärkt hatte, holte

der Doktor, wie er gelegentlich angerebet wurde, aus seinem Studierzimmer die drei alten Bände von „Des Knaben Wunderhorn“, die er in der Originalausgabe Heidelberg 1806 und 1808 besaß und wie kostbare Reliquien verehrte. Das gestochene Titelblatt des ersten Bandes zeigte auf ungefaltetem schnellem Rosh einen jungen Knaben, der ein Horn in der Rechten emporhebt; der zweite Band ein köstlich geschmücktes altertümliches Trinkhorn, mit allerlei Wappen und Figuren vor der Neckarlandschaft mit dem Heidelberger Schloß auf Bergeshöhe. „Das hat Brentano selbst so angegeben und Freund Wilhelm Grimm hat es danach gezeichnet“, erläuterte der Besitzer. „Und auf dem Titelbild zum dritten Band seht ihr einen Spielmann in mittelalterlicher Tracht mit der Laute im Arm, dem gegenüber eine Frau in die Harfe greift. Das ist von Ludwig Emil Grimm nach einer alten Zeichnung des Israels von Meckenem radieret.“

„Schaut“, fuhr er fort, „da im zweiten Band auf Seite 15 steht das Liedchen: Bald graf ich am Neckar . . . unter der vom Herausgeber gefertigten und etwas unglücklichen Ueberschrift: „Rheinischer Bundesring“. Aber wichtiger ist der Vermerk darunter, den er in Klammer setzte: (Mitgeteilt von Frau von Pattberg.) Da könnt ihr nun die ganzen acht Strophen finden, von denen so häufig nur die zwei ersten gesungen werden. Wenn man das Lied aufmerksam liest, hat man auch in etwa den Eindruck, als seien die sechs letzten Gesänge aus einem anderen Volkslied angehängt; sie behandeln das Motiv vom Ringlein, das in den Fluß geworfen und von einem Fisch gefressen wird; auf des Königs Tisch wird es gefunden und schließlich dem „Schäpelin“ zurückgebracht. So schließt das Lied:

Kannst grafen am Neckar, kannst grafen am Rhein,  
wirf du nur immer dein Ringlein hinein.

Aber man muß, um der Sache auf den Grund zu kommen, noch einen Schritt weitergehen: Erst von dem Motiv des Ringleins her, das in den Fluß geworfen wird, kommen der Neckar und der Rhein in das Lied! Es hat gewiß ursprünglich gelautet:

Bald graf ich am Acker, bald graf ich am Rain,  
bald hab' ich ein Schäpelin, bald bin ich allein.

Ob das nun von der Einsenderin wesentlich abgeändert ist, oder ob diese sich verhört und es im guten Glauben so niedergeschrieben hat, darüber sind sich die Gelehrten nicht einig. Und genau so unstritten ist auch das andere Lied, das wir vorhin auf dem Fluß gesungen haben, das vom Baum im Odenwald, wo die zwei Liebesleut viel tausendmal gewest sind. Wie lang muß ihre Liebchaft wohl gedauert haben, daß sie nur ein tausendmal dorthin wandern konnten? Und ging dann doch entzwei!

Und als ich wiedrum kam zu dir,  
gehauen war der Baum;  
ein andrer Liebster steht bei ihr.  
O du verfluchter Traum.

„So steht's im „Wunderhorn“ im dritten Band auf Seite 117.“ Er blätterte und schlug die Stelle auf, ohne seine Rede zu unterbrechen: „Was aber nun merkwürdig berührt, ist der Umstand, daß auch dieses zweite Lied von Frau Pattberg beigebracht worden ist. Zwar haben es die Wunderhorn-Sammler diesmal nicht angegeben; aber wir wissen's aus den handschriftlichen Quellen und aus dem wertvollen Aufsatz, den der gelehrte Reinhold Steig 1896 in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern“ veröffentlicht hat und den ich gleich zur Hand haben werde. Steig ist eine Autorität in allem, was Arnim und Brentano angeht; er hat uns auch Frau Augusta Pattberg näher gerückt. Als die zwei Romantiker im Jahr 1806 ihren ersten Wunderhorn-Band herausbrachten und zu weiterer Mitarbeit aufforderten, da war es die Frau des Hofgerichtsrats Arnold Pattberg in dem lieblichen Neckarelz, die schon im Juli 1806 einige „Volksgefänge“ an Clemens Brentano schickte, denen im März 1807 eine Romanze folgte. Sie „ist ohne Zusatz, und ich habe sie in meiner Jugend von einem alten Schreiber meines Vaters gelernt . . . Ich habe kürzlich einen Versuch gemacht, sie nachzunehmen . . .“ schreibt sie in dem zugehörigen Begleitbrief. Also wir sehen: Auguste Pattberg schrieb Volkslieder, Balladen und dergl. nieder, wie sie sie von Leuten aus dem Volk hörte, und versuchte außerdem, sie den Forderungen der höheren Poesie anzupassen. Ganz ähnlich haben ja auch Brentano und Arnim verfahren. Da ihr Zweck kein streng wissenschaftlicher, sondern in erster Reihe ein künstlerischer war, haben sie die da und dort beigebrachten Lieder verändert, gekürzt oder ausgebaut und zwar Arnim mehr als Brentano. Sie taten damit nur, was das Volk selber mit den Liedern macht, die es singt und im Singen verändert. Ob Frau Pattberg ebenso verfuhr, ist schwer zu sagen, da ihre Vorlagen nicht weiter bekannt sind.“

Einer der Zuhörer, ein Student der Germanistik, benützte die Pause, die der Erklärer hier machte und fragte, ob von der Frau Pattberg eigene Dichtungen bekannt seien?

„Freilich“, erwiderte der Gastgeber und freute sich des Interesses, das er fand. „Ich habe drinnen ein Bündchen Gedichte von ihr. Es ist allerdings erst 1818 in Heidelberg gedruckt und nennt als Verfasserin auf dem Titelblatt nur Augusta P. Es heißt: „Einfache Blumen aus dem Garten der Natur“ und ist dem Badenschen Wohlthätigkeitsverein gewidmet. Wenn wir diese Gedichte genauer betrachten, ist kaum eines, das wie ein Lied klingt. Die meisten sind irgendwie pathetisch, deklamatorisch, in der Art Schillers oder Körners und ganz und gar nicht volksmäßig. Höchstens eines von allen; das beginnt:

Seht ihr im Abendscheine  
die stille Mühle dort?  
So lieblich liegt wohl keine,  
selbst nicht an schönern Ort.

Aber die andern, die z. B. Erbsen oder Atraschid behandeln oder auf einzelne Blumen gedichtet sind, auf Vergißmeinnicht, Sinigrün, Hyazinthe, Cypresse und dergleichen, verraten durch die Bauart eine kunstmäßige Behandlung. Immerhin führt die Legende von „Rothburga“ und die Romanze „Die Schlüsselblume“ ins Neckartal, das Frau Pattberg über alles liebte. Sie war als Tochter des Forstmeisters von Reitner im Jahr 1769 zu Neunkirchen bei Alasterhausen geboren, hat sich 1788 nach Neckarelz verheiratet, ist später mit ihrem Gatten nach Heidelberg gezogen und dort 1850 gestorben. Sie hat an verschiedenen Almanachen, Taschenbüchern, Zeitschriften und zwar besonders eifrig an der „Badischen Wochenschrift“ mitgearbeitet, deren zweiter und letzter Jahrgang 1807 mehrere Prosa-Auszüge von Sagen aus dem Neckartal aus ihrer Feder bringt, z. B. die vom Minneberg. Daneben aber auch, und das ist beachtenswert, eine „Ballade“, in der Nr. 6 vom 6. Februar 1807, die A. P. — g unterzeichnet ist, also damit den Anspruch erhebt, von ihr gedichtet zu sein. Die Minne nun völlig anders, als ihre „Einfache Blumen“ oder die „Altarstücke“, die sie 1815 ohne Namensnennung hatte drucken lassen. Diese Ballade besitzt im ganzen den echten Balladenton. Hört nur:

Es reitet die Gräfin weit über das Feld  
mit ihrem gelbhaarigen Töchterlein sein,  
Sie reiten wohl in des Pfalzgrafen sein Zelt  
und wollen sein fröhlich und lustig sein.

Der Pfalzgraf aber ist von einer Kugel erschossen worden; da stirbt das Fräulein und läßt sich mit ihm ins Grab legen, auf dem die Worte geschrieben sind:

Hier ruhet der Pfalzgraf und seine Braut,  
Da hat man den beiden das Brautbett gebaut.

Pfalzgraf und Neckar führen auch hier wieder ins Heimatgebiet unserer Augusta Pattberg. Nach ihrer eigenen Anmerkung handelt es sich um den Pfalzgrafen Friedrich Wilhelm, der 1689 vor Mainz erschossen wurde. Wahrscheinlich ist dies also die „Romanze“, die sie von einem alten Schreiber ihres Vaters gelernt hat, „welcher aus der Gegend von Mainz zu Hause war“. Daß sie sich nicht selber als Verfasserin betrachtete, geht mit einiger Sicherheit aus dem Umstand hervor, daß sie weder diese „Ballade“, die nachher ins Wunderhorn Band II, Seite 262, einging, noch die andern Wunderhornbeiträge in ihre Gedichtbündchen aufgenommen hat, deren Stoffgebiet und Ton, wie ich schon bemerkt habe, durchaus anders geartet sind. Ihrer Auffassung von der Mission des Dichters hat sie in den „Altarstücken“ Ausdruck gegeben:

Rur dem Guten weicht er seine Lieder,  
hängt dem Bösen keinen Schleier um,  
wirft sich nicht vor Götzenbildern nieder,  
seine Brust ist sein Elysium.

„Dürfen wir über ihre sonstigen Beiträge zur Brentanoschen alten deutschen Lieberammlung noch etwas erfahren?“ fragte der wißbegierige junge Germanist, und die andern nickten ihm beifällig zu.

„Wenn's euch nicht langweilt, stehe ich gerne zur Verfügung“, sagte der Hauswirt, während seine anmutige Frau die Tassen auffüllte und eine inzwischen gerichtete Platte mit belegten Brötchen und Gebäck herumgab.

Von der Augusta Pattberg stammen im Wunderhorn im zweiten Band elf und im dritten, der auch die „Kinderlieder“ enthält, etwa ein weiteres halbes Duzend Lieder. Und dabei befindet sich nun einiges höchst Bemerkenswertes. Der Vermerk („Mitgeteilt von Frau von Pattberg“) ist nur noch einem hinzugefügt im Band III auf Seite 70: Hab ein Brünnelein mal gesehen, drauf tat fließen lauter Gold . . . Literarhistorisch wichtiger ist im zweiten Band auf Seite 19 eine Ballade, die von Brentano die Ueberschrift „Lenore (Würger hörte dieses Lied nachts in einem Nebenzimmer)“ erhalten hat. In der Tat haben wir hier in zwölf dreizehngigen Strophen Motiv und Durchführung von Würgers berühmter „Lenore“, von welcher der Dichter selber angibt, daß er durch ganz knappe Bruchstücke zu ihrer Konzeption angeregt worden sei. Hat nun Frau Pattberg das Glück gehabt, diese Volksballade noch zu hören und aufzuzeichnen? Es wäre ein großer Glücksfall! Skeptische Geister setzen ein zweifelhaftes Gesicht auf, andere reden direkt von einer eigenen Dichtung der Pattberg, zumal der Schluß das Motiv des grauenvollen Geispenferrittes vermeidet. Aber es widerstrebt durchaus, an dem guten Glauben der Frau Pattberg zu zweifeln, die ihre Beiträge im Sinn einer Sammlung alter Lieder einsandte, und deren eigene Produktion ganz andere Wege ging. Das Lenore-Lied ist nun speziell zum Angelpunkt der böswilligen Anacrisse gegen die Romantiker geworden, die vor allem vom alten Vog ausgingen. Doch dabei wollen wir uns nicht aufhalten. Ich möchte viel lieber darauf hinweisen, daß unter den Einsendungen der Frau Pattberg sich auch das schöne Lied befindet: „So viel Stern am Himmel stehen . . .“, das unsere Freunde heute abend im Nachen gesungen hat; ferner die „Gedankenstille“, deren letzter Vers lautet:

Nest und Zweige tut nicht wanken,  
Bäum und Blätter sthet still,  
weil ich jezo in Ge nken  
euch mein Leid entdecken will.

In Buch II Seite 229 steht zwar ein Druckfehler; da heißt es: „Lied entdecken will“, statt Leid, aber das ist aus dem Zusammenhang leicht zu berichtigen. Wenn wir dieses innige und melodische Lied mit den eigenen Dichtungen der Pattberg vergleichen, kommen wir unweigerlich zum Schluß, daß sie es nicht selber angefertigt haben kann. Natürlich ist sie angeregt worden, sich auch im Volkston zu versuchen, aber sie ist weit davon entfernt, ihn zu beherrschen. Zum Beispiel hat sie zu dem poetischen Jahrbuch „Persephone“ auf das Jahr 1806, also im Wunderhorn-Jahr, Gedichte und eine Romanze „Minneherz“ beigezeichnet, die elegisch und rührend, aber keineswegs volkstümlich sind. Ferner haben wir aus demselben Jahr zehn Gedichte der A . . . P . . . g, die sie im „Amorbacher Almanach“ (verlegt in Miltenberg bei S. W. Volkhart) veröffentlicht hat. Die Vereinigische Hofbibliothek hat mir das Bändchen einmal zur Verfügung gestellt. Unter den pessimistisch und leidvoll angehauchten Gedichten befindet sich weder eine echte Ballade, noch etwas, das einem Volkslied gleicht, so daß man wohl behaupten darf, sie haben deren Ton nicht beherrscht. Zwei Romanzen sind dabei fast in der Art von Bänkelsang und Moritaten. Ein Gedicht auf „Die Weiber-Treue“ bei Weinsberg bekommt eine moralische Rußanwendung für die heutigen Eheherren:

Und ihr vom stärkeren Geschlecht  
schau erst in eure Herzen,  
eh uns ihr, stolz auf Männerrecht,  
bereitet bittre Schmerzen.

Von eigener Naturbeobachtung zeugt dagegen „Der Winter“:

. . . nur das Eichhorn hüpfst zuweilen  
aus des Baumes hohlem Ast,  
und der schlaue Fuchs muß eilen,  
weil der Jäger auf ihn paßt . . .

Persönliche Haltung steckt wohl auch in „Abend-Gedanken“ mit dem Abschied vom Grab der Mutter und in dem Gedicht „Die Abgeschiedenheit“, wo es in der achten Strophe heißt:

Mich führt des Geistes Streben in eine bessere Welt  
und oft wird dann mein Leben mit sanftem Strahl erhellt.

Rund zwanzig Jahre später hat sie in dem Jahrbuch für Forstmänner „Sylvan“ (wir erinnern uns, daß sie selber aus einem Forsthaufe stammt) einiges veröffentlicht, das gerne volkstümlich sein möchte, ohne daß sie den richtigen Ton getroffen hätte. Ich habe mir aus dem Jahrgang III 1825/26 ein Gedicht „Das wilde Meer“ notiert, das keineswegs als Ballade anzusprechen ist. Da heißt es etwa:

Sie suchen, sie finden kein friedlich Grab,  
es hält sie das Leben umfaßt,  
die Hoffnung schwingt nimmer den tröstenden Stab  
sie finden nicht Ruhe, noch Raht.

Genau wenig geglückt ist im Jahrgang II 1824 „Die wilde Jagd“ oder ihr Versuch, ein „Volkslied“ zu dichten. Es beginnt nicht übel, aber doch unecht:

„O vielgeliebte Tochter! Den Jäger laß du ziehn,  
liebst du ihn gleich von Herzen, er wird dir doch entfliehn.“ —  
„Mein, allerliebste Mutter, dem Jäger bin ich gut,

er ist und bleibt mir lieber als alles Gold und Gut . . .“ —  
„Dich blendet, Kind, die Liebe; der Jäger ist nicht reich;  
in Armut wirst du leben, so vielen andern gleich.“ —  
„Ist er nur reich an Tugend, so sei er arm an Geld,  
auch Reiche müssen sterben, wie alle in der Welt.“

Welch ein Unterschied gegen ihre Einsendungen für das „Wunderhorn“, die sie höchstens retuschiert, aber niemals selbst verfaßt hat. Ganz besonders schön und innig ist das vielgesungene Lied:

Wo's schneiet rote Rosen,  
da regnet's Tränen drein

mit seinem mehrfach behandelten Motiv vom Liebestraum. Die Herausgeber haben es freilich stark geändert, ohne es dadurch zu verbessern.

Meine lieben Freunde, ich glaube, wir können den heutigen Abend nicht glücklicher beschließen, als wenn wir zum Abschied dieses Lied zusammen singen. Es ist in seinen Bestandteilen ein echtes Volkslied und legitimiert meines Bedünkens auch die anderen Beiträge der Augusta Pattberg. Wir wollen ins Zimmer gehen; da habe ich die Notenbeilage, die 1810 zum „Wunderhorn“ erschienen ist und die wahrscheinlich der Heidelberger Rechtsprofessor und große Musikfreund Thibaut zusammengestellt hat, der von sich sagte: „Die Jurisprudenz ist mein Geschäft, mein Musiksaal ist mein Tempel.“

Man folgte seinem Vorschlag. Die Frau Doktor setzte sich ans Klavier und knipste eine orangefarbene verhängte Stehlampe an, deren Licht milde auf die Tasten fiel, während der Raum in angenehmer warmer Dämmerung blieb. Die jungen Leute nahmen auf dem blau bezogenen Biedermeiersofa oder auf der alten bemalten Truhe in zwangloser Gruppierung Platz. Der Hausherr schlug das in geblümtes Papier gebundene Notenheft auf: „Vierundzwanzig alte deutsche Lieder aus dem Wunderhorn . . . beim Klavier zu singen.“ Da stand auf Seite 30 „Der Rosenschnee“, dessen ausführlichen Text er etwas zusammengestrichen hatte. Die Hausfrau spielte und sang mit einer lieben warmen Stimme, die über dem miteinfallenden Gesang der Gäste voll und führend schwebte:

Wohl heute noch und morgen  
da bleibe ich bei dir;  
wenn aber kommt der dritte Tag,  
so muß ich fort von hier.

Wann kommst du aber wieder  
Herzallerliebster mein?  
„Wenn's schneiet rote Rosen  
und regnet kühlen Wein.“

Harmonisch klang das Lied zu Ende, ein stilles Gedenken der bisher unbekanntenen Augusta Pattberg weihend.

Dann machte sich die Gesellschaft auf den Heimweg und ging mit herzlichem Dank an die Gastgeber auseinander. Als diese das Licht im Zimmer löschten, hörten sie von der stillen nächtlichen Straße herauf, über die Blumen des Gartens hinweg, den sich entfernenden Gesang der Freunde:

Bald gras' ich am Neckar, bald gras' ich am Rhein . . .

## Alfons Fischer / Kulturhygienische Denkmäler

(Schluß)

In 12 Kapiteln befaßt sich Struppian dann mit den einzelnen Teilgebieten des Gesundheitswesens. Er geht von dem moralhygienischen Gedanken aus, daß, wenn wir ein gottgefälliges Dasein führen, „auch der Himmel und alle Elemente, item Speise und Arzneien uns wolbekommen“; lebt man aber lasterhaft, so wird auch der größte Fleiß vergeblich sein. Struppian erörtert nun eingehend alle Zweige des hygienischen Gebietes, für das man im 19. Jahrhundert die Bezeichnung Städtereinigung schuf; er fordert Sauberkeit der Straßen, Märkte, Gewässer, Werkstätten, und verlangt, daß entsprechende Maßnahmen rechtzeitig, nicht erst, „wenn das Unglück schon vorhanden“, getroffen werden. Des weiteren sei notwendig, daß Ärzte die Apotheken besichtigen, damit die Kranken zu den dort hergestellten Arzneien Vertrauen haben können, und daß den „gemeinen Wüßteköpfen“ verboten wird, Arzneien, welche in die Apotheke gehören, zu verkaufen. Der Apotheker soll im Kräuter- und Apothekenwesen wohl unterrichtet sein; die Apothekerwerkstätte muß sich in einem sauberen Raum befinden. Struppian hält es für erforderlich, daß anatomische Vergliederungen ausgeführt werden, und zwar zur Belehrung der jungen Apotheker, Wundärzte, Scherer, Bader usw. Die Kenntnisse vom Bau des menschlichen Körpers sollen auch dazu dienen, daß man dieses von Gott geschaffene Werk, diese besondere Gottesgabe, durch maßvolle Lebensweise und Selbstzucht gesund erhält. Ferner befaßt sich Struppian mit der Gestaltung und Besichtigung der Spitäler, der Pesthäuser und der Leprösenanstalten. Dann wendet er sich der Nahrungs- und Mittelhigiene, den ansteckenden Krankheiten und Unfällen zu. In dem Kapitel, das den Hebammen und

Sängammen gewidmet ist, beleuchtet er die Bedeutung der Ernährung an der Mutterbrust folgendermaßen: „Deerhalten Gott der menschlichen Natur für allen anderen Thieren, ja allein mit vergebens die Brust bey dem Herz geordnet, daß die Seugling also mit der Nahrung auch des Mütterlichen Herzens theilhaftig werden.“ Schließlich wendet er sich mit Schärfe gegen die Kurpfuscher, die „Kälberärzte“, die „nicht allein für ihr person böß und sundhaftig und derhalben Gottes Segen gar nicht haben mitzutheilen, sondern zu mehren theil auch aller natürlichen Studien und Lehr gemeinlich ganz un- erfahren“ sind.

Wie man sieht, stellt die „Nützliche Reformation“ ein Lehrbuch der öffentlichen Gesundheitspflege vor; und es ist das erste Werk dieser Art nicht nur im deutschen Schrifttum, sondern in der Weltliteratur. Vorbildlich auch für unsere Zeit ist dies Buch, weil alle seine Kapitel von moralhygienischen Gedanken durchwoben sind. Sein Hauptwert liegt jedoch darin, daß den Behörden und Ärzten in wissenschaftlicher und umfassender Weise vor Augen geführt wurde, welche Aufgaben auf dem Gebiete des öffentlichen Gesundheitswesens zu lösen sind. Hier wirkte, wie nun noch zu zeigen ist, die „Nützliche Reformation“ bahnbrechend.

Auch vor ihrem Erscheinen waren in Deutschland einzelne Städte und Fürsten bemüht, das Gesundheitswesen bezw. wenigstens das Heilwesen gesetzlich zu regeln; und es läßt sich wohl erkennen, daß vielfach der Schöpfer einer neuen Medizinalordnung Teile früherer Regelungen benutzte. Aber es fehlte doch der feste, auf der genauen Kenntnis aller Ueberlieferungen beruhende Zu-

sammenhang der Nachfolger mit den Vorgängern. Das Bedürfnis nach einem Werke, welches die Zustände auf dem Gebiete der öffentlichen Hygiene schildert, möglichst alle gesundheitsgesetzlichen Regelungen zusammenfaßt, wissenschaftlich verarbeitet und ordnet, sowie neue Vorschläge unterbreitet, wird spätestens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewiß von vielen, besonders von Stadtärzten, empfunden worden sein. Diesem Bedürfnis entsprach das von Struppius veröffentlichte Buch.

Es erhebt sich nun die Frage, ob Struppius, wie er es erstrebte, tatsächlich seine Zeitgenossen dazu ange-regt hat, nach den in der „Nützlichen Reformation“ enthaltenen Lehren das Gesundheitswesen zu regeln. Hierüber erhalten wir Aufschluß, wenn wir uns mit dem schon erwähnten Eintrag in dem Karlsruher Exem-plar des Buches von Struppius näher befassen.

Aus dem Wortlaut des Eintrages geht deutlich hervor, daß Struppius das jetzt der Badischen Landesbibliothek gehörende Exemplar dem Rat der Stadt Augsburg mit einem Glück-wunsch zum Jahreswechsel 1573/74 gesandt hat. Auf dem Einbände des in Rede stehenden Stückes findet man die Worte „Inclitae Augustae“ (= der berühmten Stadt Augsburg) und die Jahres-zahl 1574. Damals hat also dieses Buch der Stadt Augsburg gehört. Später hat es einen Lederrücken erhalten, wie man ihn bei den Werken der großherzoglich badischen Hofbibliothek antrifft; wann und auf welchem Wege es in diese Bibliothek gelangte, ist nicht fest-stellbar.

Nun hat die Stadt Augsburg 1582 eine Medizinalordnung, die der dortige Stadtarzt Lucas Stenglin verfaßt hatte, geschaf-fen. Unzweifelhaft hat Stenglin das von Struppius der Stadt Augsburg einige Jahre zuvor gewidmete Buch gelesen. Es finden sich überdies in der Augsburger Medizinalordnung Vorschriften, die darauf schließen lassen, daß Stenglin die „Nützliche Refor-mation“ gekannt hat. Diese Medizinalordnung führte dann sofort zu gleichartigen Maßnahmen in anderen Städten, so in Ulm und vor allem in Nürnberg, wo Joachim Camerarius als Stadt-arzt wirkte. Das Lehrbuch des Frankfurter Stadtarztes reate mit-hin andere Stadtärzte zu praktischen Einrichtungen an.

Bemerkt sei hier, daß 1582 in Heidelberg, als Struppius Leibarzt und Bibliothekar des Pfalzgrafen Ludwig war, eine „Chur-fürstl. Pfälz Landts Ordnung“, die aus 32 Titeln besteht, erschien. Der Titel 2 beschäftigt sich mit der Armenpflege und dem Spital-wesen; unter anderem wird hierbei das Hauptspital von den Blat-tern-, Pest- und Sondersiechenhäusern. Die Vermutung, daß Struppius bei der Gestaltung dieses Titels, welcher der entspre-chenden Stelle in der „Nützlichen Reformation“ ähnelt, mitgewirkt hat, liegt nahe; aber ein Beleg hierfür wurde in den Heidelberger, Karlsruher oder Münchener Archiven bisher nicht gefunden.

Vor Struppius war die Entwicklung der gesundheitsgesetz-lichen Regelungen mangelhaft; durch ihn erfuhr die Entfaltung ein schnelleres Zeitmaß, wenngleich zunächst nur manche, keines-wegs alle Vorschläge seines Buches verwirklicht wurden. Viel trug zu dem Fortschritt auch der von Camerarius stammende Gedanke, ein Collegium medicum, d. h. einen amtlichen Gesundheitsausschuß, zu schaffen, bei. Denn die Einsetzung eines solchen Collegiums war die Grundlage des vom Großen Kurfürsten 1685 erlassenen Medizinaledikts, von dem aus die geschichtliche Linie der Gesund-heitsgesetzgebung weiter bis in die jüngste Zeit führt.

So sehen wir, daß das von Struppius verfaßte Lehrbuch un-mittelbar und mittelbar segensreich auf die praktische Betätigung eingewirkt hat. Dieser Einfluß der „Nützlichen Reformation“ war jedoch nur mit Hilfe des handschriftlichen Eintrages in dem Karls-ruher Exemplar feststellbar.

### 3. Das an die Gelehrten gerichtete Schreiben des Bruchsaler Leibarztes J. P. Frank.

Struppius hat nicht nur der Gesundheitsgesetzgebung, sondern auch der Gesundheitswissenschaft den Weg gewiesen. Seine „Nütz-liche Reformation“ wurde das Vorbild zu dem Lehrbuch „Politia medica“, das sein Amtsnachfolger in Frankfurt, der dortige Stadt-arzt Ludwig von Hörniak, 1688 veröffentlichte. So entstand die Bezeichnung „Medizinalpolizei“, die jedoch nicht, wie vielfach gemeint wurde, von J. P. Frank<sup>1)</sup> stammt. Der Ent-wicklungsgang der Gesundheitswissenschaft führte nämlich von der „Politia medica“ zunächst zu einigen Schriften deutscher Ärzte, die sich schon vor Frank des Namens „Medizinalpolizei“ bedienten. Aber eine hinreichende Grundlage erhielt diese Wissenschaft doch erst durch Frank in der Zeit, als er in Bruchsal Leibarzt des Bischofs von Speyer war.

Mit Frank haben sich anlässlich seines 100. Todestages be-reits zwei in dieser Zeitschrift<sup>2)</sup> erschienene Aufsätze befaßt, wobei besonders sein sechsbändiges Werk<sup>3)</sup> „System einer vollstän-

<sup>1)</sup> Frank hat im 6. Bande seines Werkes „System einer medicinischen Polizei“ betont, daß er „den Namen „Medizinalpolizei“ weder erzeuget, noch zur Taufe getragen, sondern nur adoptiert“ hat.

<sup>2)</sup> Siehe „Pyramide“ vom 24. April 1921.

<sup>3)</sup> Der erste Band kam 1770, also jetzt gerade vor 150 Jahren, heraus.

digen medizinischen Polizei“ die gebührende Würdigung fand. Jetzt sei nun über ein Schreiben Franks, das für dieses Werk die Grund-lage schuf, berichtet.

Frank hatte 1776 von Bruchsal aus an die Gelehrten einen offenen Brief<sup>1)</sup> gerichtet, in dem er den Plan zu seinem Werke darlegte und um wissenschaftliche Beiträge hierfür bat. Das Sendschreiben wird in den trefflichen Frank-Biographien von Nothhs (1880) und Doll (1909) erwähnt; aber der Inhalt seines grundlegenden Briefes ist, soweit wir feststellen konnten, weiteren Kreisen bisher nicht bekannt gegeben worden. Diese Druckschrift ist jetzt sehr selten; wir mußten sie aus der Universitätsbibliothek zu Tübingen kommen lassen, weil sie in keiner badischen Bücherei vorhanden ist. Der Geyflogenheit in den Gelehrtenkreisen des 18. Jahrhunderts entsprechend, wurde der Brief lateinisch verfaßt, und zwar in einem Latein, das heute nur ein mit dieser Sprache besonders vertrauter Philologe entziffern kann; dies mag dazu beigetragen haben, daß der Inhalt des für die Geschichte der Gesundheitswissenschaft sehr wichtigen Sendschreibens bis vor kur-zem so gut wie unbekannt war. Aus dieser Druckschrift sei daher hier einiges angeführt, wobei wir uns auf die Sätze von dem Karlsruher Philologen H. Reinfried<sup>2)</sup> bargebotene Ueber-setzung stützen.

Zunächst weist Frank in seinem Brief darauf hin, daß die ihm bekannten Medizinalordnungen unzureichend sind, besonders weil sie sich nur mit dem Sellwesen und dem Kampf gegen das Kur-pfuschertum befassen; er hält es (ebenso wie Struppius und Hör-niak, deren Schriften er jedoch nicht zu Gesicht bekam) für erfor-derlich, daß das ganze Gebiet des Gesundheitswesens gesetzlich geregelt wird. Aber zuvor müsse eine Sammlung der wichtigsten Gesezesbestimmungen geschaffen werden. Für eine solche Arbeit reichen jedoch die Kräfte eines For-schers nicht aus, „da eine gewaltige Menge verschiedenartiger und schwerer Einzelpunkte in den Kreis der Betrachtung gezogen wer-den muß“. Darum wendet Frank sich an die Gelehrten, an die gesamte gebildete Welt, mit der Bitte, ihn durch Uebermittlung von Tatsachenstoff zu unterstützen. Das Bedürfnis nach dem von ihm geplanten Werk, das in dem vollständigen Ausbau der medizinischen Polizei bestehen soll, werde von allen, welche die aus dem Mangel hinreichender Gesetze stammenden Ge-sundheitschäden sehen, anerkannt.

Nun schildert Frank den Arbeitsplan. Sein Werk soll sich mit der Gesunderhaltung der Mütter und Kinder, dem Schutz der Unehelichen, der Verhütung des Kindermords, der Förderung der Stilltätigkeit, dem Wohnungs- und Kleidungswesen, den Leibes-übungen und Bädern, der Städtereinigung, dem Arznei- und Apo-thekenwesen u. a. m. beschäftigen. Da er „den wünschenswerten Vorrat der hierher gehörenden Kenntnisse“ nicht besitzt, bittet er die Gelehrten um „Material, das in fernen Gegenden bekannt ist oder das nur in den Mauern der Akademie eingeschlossen ist, also nicht gebührend (von allen Gelehrten) erforscht werden kann“ und darum bisher seiner Aufmerksamkeit entgangen ist.

In dem Vorbericht des drei Jahre später in Mannheim bei C. F. Schwan erschienenen ersten Bandes seines Werkes teilt Frank mit, daß sein Brief zwar vielen Beifall gefunden hat, daß ihm jedoch nur von wenigen Freunden und Gönnern Beiträge zugegangen sind. Den in dem Sendschreiben angegebenen Plan hat Frank in jahrzehntelanger Arbeit (1770—1816) vortrefflich aus-geführt.

Noch einmal sei darauf hingewiesen, daß Frank den Brief, der die Grundlage für sein weltberühmtes „System einer medizini-schen Polizei“ war, wie auch die drei ersten Bände dieses Werkes, in Bruchsal geschrieben hat. Seit 1000 Jahren waren in den jetzt badischen Gebieten besonders viele, zum Teil bahnbrechende hygie-nische Maßnahmen geschaffen worden; es ist mithin kein Zufall, daß in einer solchen geistigen Umwelt<sup>3)</sup> Franks weitaussehender Plan entstand.

Vor einigen Jahren sah der Verfasser dieses Aufsatzes auf dem Wiener Zentralfriedhof ganz nahe bei der Stätte, wo die Gebeine Beethovens liegen, das Grabdenkmal Franks; auf einer Tafel findet man dort Göttingen, Pavia, Wien, Wilna und Petersburg als die Orte, an denen Frank gewirkt hat, angeführt, während Bruchsal nicht erwähnt ist. Um so erforderlicher ist es, hier zu betonen, daß das segensreiche Werk Franks von Baden seinen Ausgang nahm und daß die kulturelle Umwelt, in der dieser Bahnbrecher zu Be-ginn seiner Wirksamkeit gelebt hat, gewiß einen sehr günstigen Einfluß auf seine Entwicklung als Sozialhygieniker ausgeübt hat.

<sup>1)</sup> Der Titel lautet: „Epistola invitatoria ad eruditos de communi candis quo ad politiam medicam spectant, principum ac legislatorum decretis“. Mannheim 1776.

<sup>2)</sup> H. Reinfried: „Uebersetzung zweier lateinischer Schriften J. P. Franks“, Sozialhygienische Mitteilungen, 1928, Heft 3 und 4.

<sup>3)</sup> Mit dem Hinweis auf die Umwelt soll die Bedeutung des geist-reichen Hygienikers durchaus nicht verkleinert werden. — Bemerkte sei noch, daß Frank, bevor er nach Bruchsal berufen wurde, in Rastatt als Hof-medicus des Markgrafen von Baden-Baden und dann als badischer Heb-ammenmeister angestellt war.